

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 98.

Samstag, 27. April.

1929.

(17. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

(Nachdruck verboten.)

Roman von H. Wegrauch.

Das Mädchen versprach es mit schluchzender Stimme und verließ das Zimmer. Gleich darauf hörte man ihr Auto wegfahren.

Eine Zeitlang blieb es still in dem Zimmer, in welchem die beiden Herren saßen, und jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Dann arbeiteten sie wieder zusammen. Die vielen Widerwärtigkeiten duckten auf den Gang der Betriebe keinen Einfluß gewinnen. Nach längerer Zeit erst standen sie auf, um zu dem letzten, nicht minder anstrengenden Teil des Tages überzugehen, zur Geselligkeit, die dem Außenstehenden so harmlos-beiter erscheint, und in Wahrheit doch geschäftliche Pflicht und nur zu häufig recht lästig ist.

Die folgenden Tage brachten für Moro eine Tätigkeit, die ihm keineswegs lag. Er liebte Ratscha und mußte sehen, wie sie ihre Zuneigung dem anderen schenkte. Durch das Eingreifen der Gerichte war dieser Nebenbuhler nun auf lange Zeit unschädlich gemacht.

Statt diese Wendung nun zu seinen Gunsten ausnützen zu dürfen, sah sich Moro gezwungen, seinen Interessen entgegenzuhandeln, indem er daran arbeitete, jenen anderen von dem auf ihm lastenden Verdacht zu reinigen und so seine Befreiung herbeizuführen. Ein anfänglicher Versuch des in Herzensangelegenheiten unerfahrenen Mannes, in dem Mädchen Zweifel an der Ehrenhaftigkeit ihres Verlobten zu wecken, hatte dazu geführt, daß die Liebende in heftigster Weise aufgefahren war, und nur durch schleuniges Einlenken und indem er seinen Worten nachträglich einen anderen Sinn zu geben sich bemühte, hatte er einen ernsten Konflikt zu vermeiden vermocht.

Je mehr er erkannte, wie stark die Liebe zu dem anderen war, desto mehr erfaßte den an Mißerfolge nicht gewöhnten Mann eine wilde Eifersucht. Trotzdem aber mußte er dem Mädchen seinen Beistand leihen. Eine Verweigerung dieser Hilfe hätte ihn ohne Zweifel um ihre Zuneigung und um ihr Vertrauen gebracht. Diese aber durfte er unter keinen Umständen verscherzen, wollte er sein Ziel, das Herz des Mädchens doch noch für sich zu gewinnen, nicht völlig aufgeben.

Auf den Gedanken Ratschas, einen Detektiv mit der Aufklärung des Falles und mit der Rettung Brandts zu betrauen, ging Moro daher ein. Er setzte sich mit dem größten Institut in Berlin in Verbindung und ließ sich einen der tüchtigsten Beamten zur Verfügung stellen, dem er beträchtliche Mittel in die Hand gab.

Schon in den ersten Tagen brachte dieser Beamte verschiedene für den Verhafteten günstige Gesichtspunkte zutage, sodaß Ratscha ihrem Onkel für sein tatkräftiges Eingreifen von Herzen dankbar war. Auch Graf Schonburg war über die Hilfe des Finanzmannes erfreut, und er sowohl wie das Mädchen sahen der Zukunft mit etwas mehr Ruhe entgegen; glaubten sie doch die Sache ihres Freundes in den besten Händen.

Ein Stadtelegramm der Austeuer unterrichtete Moro, daß Fräulein Sonja Boroska sich seit wenigen Tagen in Berlin aufhalte, wo sie als Tänzerin in der „Scala“ verpflichtet sei.

„Donnerwetter!“ entfuhr es dem Finanzmann, der

mit seinem Geschäftsführer im Bureau zusammen saß, als er diese Nachricht erhielt. „So sind die beiden wohl gemeinsam hierher gekommen! Das Mädel sah übrigens gar nicht so aus, als ob es im Varietés auftreten würde.“

„Nein“, bestätigte Kraak, „und auch nicht, als ob es einen solchen Gauner zum Bruder haben könnte.“

„Nun“, meinte Moro, „vielleicht hat sie keine Abnung von den dunklen Wegen dieses Ehrenmannes. Sie war außerordentlich sympathisch. Ich glaube, wir können mit ihr vielleicht zum Ziel kommen. Wir müssen sie sprechen, und zwar gleich heute Abend. Haben Sie Zeit, Kraak? Sie könnten dann Billetts besorgen, und ich würde ihr eine Zeile schreiben.“

„Eigentlich wollte ich heute ...“ aber das hat schließlich Zeit. Die Sache mit der Kleinen ist immerhin von Wichtigkeit, denn der Kerl kann jede Stunde wieder hier eintreten. Also ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

„Schön. Vielleicht haben Sie die Güte, eine Loge zu bestellen, einen schönen Blumenkorb und für nachher einen Tisch im „Balenzia“. Ich denke, das wird ihr Freude machen. Bin gespannt, ob wir etwas erreichen werden. Ein Brillantring oder sonst etwas wird das übrige tun. Ich habe noch so einige Kleinigkeiten zu Hause liegen.“

„Also um neun Uhr in der „Scala!““ sagte Moro, als er sich bald darauf von dem anderen verabschiedete. „Um halb zehn Uhr etwa muß sie nach meiner Schätzung auftreten. Den Brief hier soll ein Bote hindringen.“

In schweren, dumpfen Mollakkorden leuchtete die Musik wie ein unter der Wucht einer Last versagender Mensch, und erlahmend schien die Tänzerin Boroska zusammenbrechen zu wollen. Fingerlöffchen bläute die Menge auf dieses Bild rührenden Schmerzes und auf die ergreifenden Linien des herrlichen, sich wie in Leiden windenden Körpers. Da brachen Trompeten und Hörner in kristallklaren Durharmonien hervor, wie Verheißung und Sieg, und die wunderbare Gestalt des Mädchens straffte sich empor wie von aller Erden-schwere erlöst und stand gleich darauf, im hellen Klange der Schlussfanfare, mit reizendem Lächeln auf den Lippen, den Triumph der Jugend und des Lebens verkündend, vor der aufatmenden Zuschauermenge.

Ein Beifallssturm brach los, als hätte jeder der Besucher den im Tanze geschilderten Kampf und Sieg selbst durchgemacht. Die Künstlerin dankte wie im Traume. Ein riesiger Blumenkorb wurde neben anderen Blumengrüßen auf die Bühne geschleppt. Noch ganz im Bann des eben im Tanz Erlebten, winkte Sonja hinauf nach der Loge, in der zwei Herren im Abendanzug ihr lebhaften Beifall klatschten.

Der Vorhang fiel, und die Lampen des Saales flammten auf.

„Wirklich hinreißend!“ murmelte Moro in ehrlicher Bewunderung, und selbst der so nüchterne Kraak konnte sich ein „Ganz kapital!“ nicht versagen.

Kurze Zeit darauf ließ der Schlichter Sonja Boroska in die Loge der beiden Herren ein, die die

Künstlerin begeistert empfangen. Zahlreiche Gläser richteten sich nach der Loge, als die junge Schönheit neben den beiden erschien. Sie trug ein schlichtes Abendkleid aus zitronengelbem Crêpe Georgette, das ihre leicht ins Braune spielende Haut wundervoll zur Geltung brachte. Ein perlgrauer Seidenmuffelschal mit Silberfadensiderei schlang sich lässig über ihre Schulter.

Moro war von bestirrender Liebenswürdigkeit, und das junge Mädchen fühlte sich sichtlich wohl in der Gesellschaft des vielgenannten Weltmannes.

Nachdem sich die drei noch einige Nummern des fast zu reichhaltigen Programms angesehen hatten, verließen sie das Theater.

Kraak verabschiedete sich, indem er Gäste zu Hause vorzuschütete. Moro und Sonja Boroska bestiegen die am Portal wartende Limousine des Finanzmannes. Sie war mit Blumen geschmückt. „Zu Ehren der großen Künstlerin!“ erklärte Moro artig, als sich Sonja über den duftenden Schmud freute.

In kurzer Zeit brachte der Wagen die beiden zum Restaurant „Prisma“ am Potsdamer Platz. Das Eintreten des Paares erregte auch in dem Glanz dieses Lokals Aufsehen. Die vornehme Umgebung, die lautlose, exakte Bedienung, die erlesenen Gerichte des von Moro zusammengestellten Soupers vereiniaten sich, den beiden eine Stunde frohen Genusses zu bereiten. Von einem Tisch an der gegenüberliegenden Wand grüßte der Geheimrat von Reeden. Der Kapellmeister ließ anfragen, ob der Gast besondere Wünsche habe. Moro schrieb auf einen Zettel: „Das Lied der Sonja“, und schickte diesen hinüber. In heiterem Gespräch genoss er die Gegenwart des reizenden Mädchens.

„Darf man auch wissen, wie lange schon so viel Schönheit den nüchternen Boden Berlins beglückt?“ fragte er galant.

„Ich bin noch nicht acht Tage hier“, war die Antwort, „in der „Scala“ arbeite ich erst seit vorgestern.“

„So habe ich doch fast acht Tage verloren, daß ich Sie nicht sah!“ bedauerte Moro. Und als das Mädchen lächelnd die Augen senkte: „So ist es im Leben, man sieht die Blüten oft nicht, die doch so nahe am Wege stehen, und geht achlos vorüber.“

„Nun, Herr Moro“, meinte sie schelmisch, „die Herren von heute pflegen doch meist viel Interesse für die Blüten zu zeigen. Sollte da der große Moro eine rühmliche Ausnahme bilden?“

„Ja, das tut er leider, der arme, nicht der große Moro. Glauben Sie mir, mein gnädigstes Fräulein, ich würde oft gern mit denen tauschen, die die Ruhe haben, all das Schöne zu genießen, was da am Wege blüht, anstatt arbeiten zu müssen wie ein Pferd und dann schließlich pflastermüde im Stall zu stehen.“

„Ich kann mir wirklich nicht denken, Herr Moro, daß das gar so schlimm ist. Das edle Pferd Moro macht nicht den Eindruck, als würde es leicht müde. Es zählt doch immer zu den heissesten Favoriten.“

„Moro — ein Rennpferd?“ ging er auf den Scherz ein, „sagen Sie lieber ein Arbeitspferd, das paßt besser.“

„Nicht doch, Herr Moro! Das Rennpferd leistet auch Arbeit, aber eine edlere als das Arbeitspferd. Moro ist ein Rennpferd!“

„Schön, wenn Sie wollen“, gab Moro mit scherzhafter Trauer nach. „Dann bin ich jedenfalls recht schlecht gehandhabt. Ich schleppe zu hohes Gewicht über die Bahn, das tragen die besten Sehnen nicht.“

Der Kellner füllte die Gläser neu, und Moro tat einen hastigen Zug.

„Meinen Sie nicht, lieber Freund“, tröstete das junge Mädchen etwas mütterlich, „daß dies am falschen Management liegt? Machen Sie es dem guten Pferde nicht zu schwer, lassen Sie es nicht gar zuviel kämpfen. Ab und zu ein guter Galopp, der das Training erhält, und dann, wenn der große Preis winkt, sit an den Start und gewonnen. So macht's der gewiegte Besitzer. Nicht die Zahl der Rennen gilt, sondern die Höhe der Preise.“

„Es liegt wohl Wahrheit in Ihren Worten. Aber

jetzt ist's, glaube ich, zu spät, ein neues Programm aufzustellen. Nun, so lange es geht, geht's und dann — heidi. Wir wollen den Augenblick genießen, der uns soviel Glück beschert.“

Er hob huldigend das Glas.

„Ist es unbescheiden, wenn ich frage, was denn gar so schwer drückt? — Könnte man Ihnen nicht etwas von dem Blei abnehmen?“ fragte sie mit schalkhaftem Blick.

„Sie könnten es, Sonja, Sie tun es sogar schon, durch Ihre liebe Nähe!“

Und wieder klangen die Gläser.

Einen Augenblick war es still.

„Ich habe noch ganz veräumt, mich nach Ihrem Herrn Bruder zu erkundigen“, begann Moro, sich des Zwecks dieses Abends erinnernd. „Ich hatte doch in Zoppot das Vergnügen, ihn kennenzulernen.“

„Ach der!“ war die in wegwerfendem Tone gegebene Antwort. „Dem wird es wohl gut gehen. Er sorgt schon dafür, daß ihm nichts fehlt.“

„Ist er mit Ihnen hier?“

„O nein. Ich habe keine Ahnung, wo er sich befindet. Er läßt ja nichts von sich hören. Das ist bei ihm übrigens ein gutes Zeichen. Geht es ihm schlecht, so erinnert er sich bestimmt wieder meiner.“

„So scheinen Sie ihn nicht besonders zu lieben?“ fragte Moro wenig diskret, doch in der Absicht, seinem Ziel näherzukommen.

„Nein! Und um Ihnen, Herr Moro, die Wahrheit zu sagen, er ist gar nicht mein Bruder. Er schloß sich mir nur in Zoppot an. Es gibt ja viele Boroska; aber wir wurden des Namens wegen meist für Geschwister gehalten, und gaben uns zuweilen scherzhaft als solche aus. Ich stehe in keiner Verbindung mehr mit ihm.“

„Das freut mich, Fräulein Sonja“, sagte Moro mit aufrichtiger Genugtuung, „wenn ich ehrlich sein soll, er hat mir auch wenig gefallen.“

In seinem Kopfe registrierte er den Zweck des Abends als verfehlt, und beschloß, die reizende Gesellschaft des Mädchens um so sorgloser zu genießen.

Man hatte den Mokka getrunken, und Sonja schlug vor, noch in eine Bar zu gehen. Es zog sie zum Tanz.

„Und nachher trinken wir noch ein Glas Tee bei mir, Herr Moro — ja?“ fragte sie mit reizender Unschuld.

Eben hatte er noch geklagt, daß er nicht die Ruhe habe, die Blumen am Wege zu pflücken. Hier bot sich die schönste Blüte.

(Fortsetzung folgt.)

Am Kaffeetisch.

Skizze von Eugen Wolbe.

Rechtsanwalt Flohmann schlief Sonntags bis in den hellen Vormittag hinein. Daß er überhaupt vor zehn Uhr aufstand, rührte von seiner Neugier auf das Kreuzworträtsel seiner Morgenzeitung her: im Bett — ungewaschen — zu lesen, widerstrebte seinem Ordnungssinn. Auch beim Frühstück nahm er weder Zeitungen noch Postfächer zur Hand, denn er war ästhetisch und wollte sich das Behagen von Kaffee und frischem Käsetuchen nicht durch irgendwelche geistige Beschäftigung verkümmern lassen.

„Mein Haus — meine Welt!“ Das Ausgestalten seines behaglichen Heims zu einem kleinen Paradies ward freilich durch die Berglichkeit seiner Ehehälfte vereitelt. Wenn Flohmann — wie immer Sonntags — als erster am Kaffeetisch erschien, dann gluberten ihn — o Schreck! — die Heringsköpfe des gestrigen Abendbrotes blöde an, während die irdischen Überreste von Käse und Obst sich auf einem Zeitungsblatt mit den gebrauchten Messern ein friedliches Stelldichein gaben! Verwundert blickten Ledertasche und Handschuhe der lieben Frau auf dies muntere Stilleben, welches Gerhards lateinische Klassenarbeit mit ihrem holden Wechsel von Schwarz und Rot noch um ein paar schöne Farbtöne bereicherte.

Gerade in dem Augenblick, als Flohmann die Versicherung mit dem rechten Arm beiseite schob, erschien Frau

Wanda, noch verschlafen, aber bereits angelleidet am Kaffeetisch. Die Saarflüge —? Ja so, die holte sie nach. Rasch einen Blick in die Familienanzeigen des Morgenblattes — unter den Inserenten ist diesmal keiner ihrer Bekannten — dann räumte sie die geschmackvolle Tafeldekoration ab, wobei sie errötete, als schämte sie sich ihrer Vergesslichkeit.

Als sie ein paar Minuten später mit der grünemallichten Kaffeeflanne in der rechten und dem Milchtopfchen in der linken Hand zurückkehrte, entnahm sie dem Büfett das Frühstücksgeschäft und legte es etwa in der Mitte des Tisches nieder. Sie hielt sich nur eine Aufwärterin (die nur wochentags erschien), und so mußte jeder ihrer beiden Herren mit Hand anlegen und sich aus dem Wirrsal der Gerätschaften das nötige herausheben. Zu diesen „Herren“ gehörte auch der blondschopfige Gerhard, der soeben an den Tisch herantrat — mit der Kasse im Arm. Er drückte die „Mulle“ mit ihrem Rücken gegen seine Brust, so daß sie den glücklichen Eltern alle Biere grüßend entgegenstreckte.

„Raus mit dem Vieh!“ wehrte Floßmann ab, der vor Angebult bereits den Torgauer Marsch auf der Tischplatte trommelte.

„Stör' doch dem Kinde die Freude nicht!“ wendete Frau Wanda ein, indem sie ihren Jungen zärtlich anblickte. Die Bundesgenossenschaft der Mutter ermutigte ihn, „Mulle“ auf dem Tisch des Hauses niederzusetzen. Heidi war „das Vieh“ an dem Paketchen mit dem duftenden Käsefuchen, dessen feste Papierhülle freilich seinem Angriff widerstand.

Inzwischen war der Kaffee kalt geworden. „Warum hast du den Kaffeewärmer nicht aufgestülpt, Mäune?“ fragte Frau Wanda vorwurfsvoll, „muß ich denn immer kalten Kaffee trinken?“

Floßmann holte das Versäumte nach. Inzwischen wärmte die holde Gattin den braunen Trank nochmals auf. Kaum hatte sich „Mäune“ eingeschenkt, da wird ihm ein Eilbrief zugestellt: sein Mandant Raupenhelm will sich bei der zu distillierten Saffistraße wegen betrügerischen Bankrotts nicht beruhigen und beschließt im letzten Augenblick, Berufung einzulegen; morgen läuft die Frist ab.

Eine böse Riste! Die Eingabe an das Landgericht muß unbedingt noch heute, Sonntag, heraus. — Das Bureau ist geschlossen, der Bureauvorsteher auf seinem Wochenendhäuschen, die Sekretärin — ja, die Sekretärin hatte eine eigene Schreibmaschine. — Floßmann blättert im Notizkalender: richtig, da ist die Adresse, draußen in der Landsberger Allee, eine von den paar hundert Nummern.

Die junge Dame bekam keinen geringen Schreck, als sie an der Tür ihrer Einzimmerwohnung ihren Chef vor sich stehen sah!

„Entschuldigen Sie, Fräulein Lubmeier, Raupenhelm will Berufung einlegen. Eingabe muß noch heute abgehen, na, Sie wissen ja.“

Fräulein Lubmeier bat ihren Brotherrn, näherzutreten. Sie bereitete jetzt gerade ihr Mittagsmahl — ob Herr Floßmann sich mit der Ablieferung bis nachmittags gedulden würde —? Dann werde sie ihm den Schriftsak in die Wohnung bringen.

Floßmann lehnte ab. „Ich habe ohnehin hier in der Gegend einen Besuch zu machen. Wer Ihnen was sagen: wer mir die Eingabe um halb fünf selber holen. Morien.“

Rechtsanwalt Floßmann hatte natürlich „hier in der Gegend“ keinen Besuch zu machen. Ihm war die Sekretärin gleichgültig wie jede bezahlte Angestellte, aber er hatte den Grundtag, an Sonn- und Feiertagen geschäftliche Dinge und diesbezügliche Besuche von seiner Privatwohnung fernzuhalten.

Als der Rechtsanwalt um halb fünf bei Fräulein Lubmeier ins Zimmer trat, schlug ihm angenehmer Kaffeeduft entgegen.

Ob der Herr Doktor ihr die Ehre erweisen würde, ein Täschchen —?

„Was sich diese Angestellte herausnimmt“, dachte Floßmann, verblüfft über diese plumpe Vertraulichkeit. Da sie aber seit Jahren bei ihm zu seiner Zufriedenheit arbeitete, konnte er nicht glattweg „Nein“ sagen, um so weniger, als ihm die „Aufmachung“ ein Väckeln der Befriedigung, wenn nicht der Bewunderung abnötigte. Auf dem blütenweißen Tisch stand ein Rosenstrauß in der Farbe ihres mattsrosa Hauskleides. Zuckerdose, Teelöffel, Kuchenteller, Obstschale, nichts fehlte. Ihre Bewegungen ließen darauf schließen, daß es dem jungen Mädchen Freude machte, ihren Chef zu bewirten. Auf den Anwalt wiederum machte die leuchtende Sauberkeit ihres kleinen Jungfernhäusleins und die geschmackvolle Anordnung des Kaffeetisches einen tiefen Eindruck. Welch ein Lebensstil! Wenn er dagegen des Frühstücks von heute morgen gedachte —!

Der Anwalt, den seine Frau nicht ungern beurlaubte, fühlte sich in dem Gedankenaustrich mit „seinem“ Fräulein äußerst wohl. Er wußte bisher nicht, wie feingebildet sie war. Über Theater und Bücher wußte sie zu plaudern. Als

„Clou“ servierte sie ihrem Gast ihr Autographenalbum, das sie bei berühmten Zeitgenossen zirkulieren ließ: da prangten neben Sudermann und Fudra sogar Tagore und Galsworthy.

Merkwürdigerweise war am nächsten Sonntag abermals ein eiliger Schriftsak aufzunehmen, und wiederum holte ihn der Anwalt persönlich ab. Es schien, als ob die „eiligen Sachen“ zu den stehenden Nummern des Dr. Floßmannschen Sonntagsprogramms gehörten. Wozu die — angeblich — unter Arbeitslast zusammenbrechende Frau Wanda kaum je Zeit fand, das bot ihm die einfache Bureauangestellte: gemeinliche Lektüre. Mit Goethes „Tasso“ begann sie. Auch eine reichillustrierte Kunstgeschichte wurde durchstudiert. Gewiß, Fräulein Lubmeier machte sich für ihren Gast „sehr“, aber nicht aus Berechnung, sondern weil ihr Geschmack es ihr gebot. In dem Herrn sah sie nur ihren Arbeitgeber; für diesen bedeuteten die Besuche eine Befriedigung seines ästhetischen Gefühls.

Vielleicht hätten ihre Beziehungen mit der Zeit einen über das Konventionelle, ja Freundschaftliche hinausgehenden Charakter angenommen, wäre nicht in Fräulein Lubmeiers Leben eine Wendung eingetreten. Ihre an einen Feinmechaniker verheiratete Base war plötzlich gestorben, und da der Witwer mit seinen beiden kleinen Kindern weiblicher Betreuung benötigte, bat er Fräulein Lubmeier, ihren kleinen Haushalt aufzulösen und bei seinen Kindern Mutterstelle zu vertreten, was ihrem, auf dienende Liebe eingestelltem Wesen durchaus „lag“.

Eine neue Zukunft eröffnete sich der Sekretärin. Rechtsanwalt Floßmann aber gedachte noch oft dieser Plauderstunden am traumlich hergerichteten Kaffeetisch, wenn ihm zu Haus beim Frühstück die geöffnete Sardinendose, das Radieschengrün und das Wurstpapier des letzten Abendessens entgegengrinsten.

Der Dichter und sein Schlaf.

Von Kantia.

Ein Schauspieler sagte zu Bernard Shaw: „Wenn ich schwarzen Kaffee trinke, kann ich dann die ganze Nacht nicht schlafen. Geht es Ihnen auch so, Meister?“

„Bei mir ist es gerade umgekehrt“, entgegnete Shaw, „wenn ich schlafe, kann ich keinen schwarzen Kaffee trinken.“

Eine Dame der Gesellschaft machte Bernard Shaw das Kompliment: „Sie sind 70 Jahre alt, Meister, und dennoch so rüstig und behend wie ein Knabe.“

„Nennen Sie das alt?“ erwiderte Shaw. „Methusalem war bis 300 Jahre ein Knabe.“

„Aber ich habe einen Onkel“, erzählte die Dame, „der ist gleichfalls ein Siebziger und nun liegt er schon ein Jahr lang im Bett fest. Die Ärzte sagen: Altersschwäche.“

„Und ich“, meinte Shaw darauf, „habe schon in meinen 70 Jahren fast zwanzig Jahre im Bett gelegen.“

„Was war das für eine Krankheit?“ erkundigte sich die Dame.

„Nicht schlimm“, gab Shaw zurück, „ich habe nur eine Angewohnheit, täglich sieben Stunden im Bett zu liegen und zu schlafen.“

Der Dichter Klabund schlief oft mit der Brille auf der Nase.

„Warum schläfst du in der Brille?“ fragte ihn einmal die Schauspielerin Carola Neher.

„Ich bin sehr kurzsichtig“, meinte Klabund, „so daß ich die Gesichter im Traum ohne Brille nicht erkennen würde.“

Bernard Shaw wurde von einem jungen Dramatiker verfolgt, der ihm sein Drama vorlesen wollte.

Eines Tages hatte der junge Dramatiker Bernard Shaw so weit, daß er ihm sein Drama vorlesen durfte. Kaum hatte der Dramatiker einige Zeilen gelesen, da unterbrach ihn plötzlich Shaw mit den Worten: „Machen Sie, bitte, das Fenster auf!“

„Will der Meister, daß es der Nachbar auch hören soll?“ fragte der junge Schreiber erstaunt.

„Das gerade nicht“, entgegnete Shaw, „aber ich schlafe gern bei offenem Fenster.“

Christian Dietrich Grabbe neigte sehr zur Trunksucht; er trank nächtens und schlief viel am Tag. Einmal ermahnte ihn seine Wirtin: „Wie schämt sich nicht ein Mann, so spät noch zu schlafen, die Sonne ist schon sechs Stunden aufgegangen.“

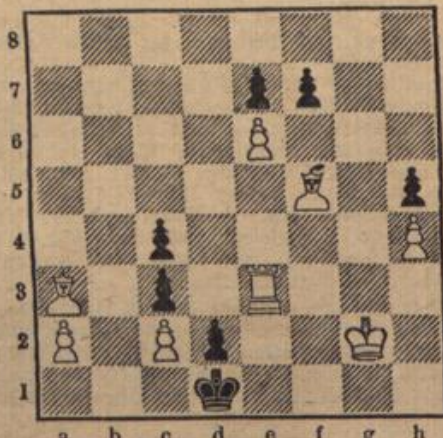
Grabbe erwiderte: „Ein schöner Vergleich! Die Sonne hat sich gestern abend um 8 Uhr zur Ruhe begeben, und ich ging erst 3 Uhr morgens zu Bett.“

Spiele und Rätsel

Schach

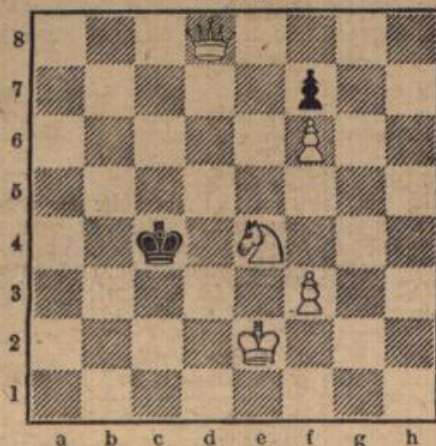
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 33. Paul Buerke, Wiesbaden.
(Urdruck)



Weiß: Kg2, Te3, La3, f5, Ba2, c2, e6, h4.
Schwarz: Kd1, Bc3, c4, d2, e7, f7, h5.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 34. S. Gradstein, Wiesbaden.
(Urdruck)



Weiß: Ke2, Dd8, Se4, Bf3, f6. Schwarz: Kc4, Bf7.
Matt in 3 Zügen.

Die Schachspalte erhält in der letzten Zeit von verschiedenen Seiten Probleme zur Veröffentlichung zugesandt. Um die Lust am Komponieren zu fördern, ist sie gerne bereit dieselben zu publizieren, muß aber zur Bedingung machen, daß dieselben noch nicht anderweitig erschienen und durchaus richtig sind.

Die nachstehende Partie (Nr. 16), die auf dem Osterkongreß des Niederelbischen Schachbundes in Hamburg gespielt wurde, unterzieht Schachmeister Brinkmann in Bezug auf die Ermattungs- und Niederwerfungsstrategie des Schachspiels einer eingehenden Untersuchung. Nach seinen Ausführungen ist die Spielführung des Weißen beherrscht von dem Streben nach Vereinfachung, nach Lavieren und Ausweichen, von dem Trachten, Verwicklungen aus dem Wege zu gehen und die Dinge dilatorisch zu behandeln. Der Führer der Schwarzen dagegen ist von dem unbeugsamen Drängen nach Angriff beseelt, von kraftgeladenem Willen dem Gegner auf Nahkampferntfernung an den Leib zu gehen und zu Boden zu schmettern. Wir begegnen in

der Schachwelt diesen beiden Typen immer wieder. Bogoljubow, Aljechin sind Niederwerfungsstrategen, Capablanca, Nimzowitsch Ermattungsstrategen. Ein Werturteil verbinden wir mit dieser Einteilung nicht, die Vertreter beider Kategorien können tausend Beweise und Erfolge für sich ins Feld führen.

Weiß: Rodatz; Schwarz: Wagner.

1. d4—d5, 2. Sf3—e6, 3. c4—Sf6, 4. Sc3—Sbd7, 5. Lg5—c6, 6. c×d5—e×d5, 7. e3—Le7, 8. Ld3—0-0, 9. 0-0—Te8, 10. Dc2—Sf8, 11. a3—Le6, 12. Se5—Sf6 d7, 13. L×e7—T×e7, 14. S×d7. Abtausch über Abtausch. Ein mutvoller Kämpfer, der auch Gefahren auf sich zu nehmen gewillt ist, hätte hier das Verwicklungen schaffende f2—f4 gewählt. Nach der Fortsetzung 14. f4—f6, 15. Sf3—Lf7, 16. Tael hätte sich ein volles Spiel mit Chancen für beide Teile ergeben, wobei die Initiative zunächst bei Weiß verblieben wäre. Aber die Ermattungsstrategen lieben solche vulkanischen Stellungen nicht. 14. ... L×d7!, 15. b4—Te6, 16. Lf5 und wiederum Abtausch. „Was mag mir noch passieren“, wird Weiß sich gefragt haben. 16. ... Th6, 17. Sa4. Es ist psychologisch interessant, daß der Sicherheitskommissar Rodatz hier den Verteidigungszug Se2 unterläßt. Offenbar schätzt er den kommenden Angriff des Gegners bei dem reduzierten Material nicht sonderlich hoch ein. 17. ... Dh4, 18. h3—Dg5, 19. L×d7—S×d7, 20. Kh2—Tg6, 21. Tg1—Sf6, 22. Sc5—Te8. Wagner führt die Attacke mit haarscharfer Präzision und äußerster Energie. Auf S×b7 wäre jetzt das fulminante T×e3, f×e3—Dg3+, Kh1—Sg1 gefolgt. 23. De2. Weniger leicht hätte Schwarz es gehabt, wenn Weiß statt dieses Zuges Dd2 gezogen hätte. Schwarz hätte darauf die Wahl gehabt, entweder den Springer über g4—h6—f5 nach h4 zu führen und den Angriff auf eine neue Basis zu stellen oder aber mittels Se4—S×e4, T×e4 nebst f5 positionell weiter zu „drücken“. 23. ... Dh4!, 24. g3—D×d4, 25. S×b7—De5, 26. Dc2—h5! Jetzt stürzt das Gemäuer der weißen Verteidigungsfront rasch zusammen. 27. Kh1—Se4, 28. Tf1—De6, 29. Kh2—Sg5. Aufgegeben.

Lösungen: Nr. 21. 1. Th1. Nr. 22. 1. Lg1. Angegeben von Ludw. Nickel.

Rätsel

Zitatenrätsel.



Welches Zitat hat der Zeichner hier in modernisiertem Gewande wiedergegeben?

Kreuzrätsel.

1	2
3	4
5	6
7	8

Setzt man für die Ziffern bestimmte Silben ein, so ergeben diese, miteinander verbunden, Wörter von folgender Bedeutung:

1—2 wohlriechende Blume, 1—4 Erfindung aus der Neuzeit, 1—8 Fischeier, 2—8 Spende des Himmels, 3—4 Kraftmaschine, 3—7 Kleidersitte, 4—6 feines Gebäck, 5—2 nordische Götterfamilie, 5—6 Göttin, 5—7 Gruß, 7—8 Hiebwaaffe.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 92.

Denksportaufgabe „Der gestürzte Bob“: Mit sechs Mann. — Verwandlungsaufgabe: Der Wurm hat beim Hahn immer unrecht. — „ff“: Prima, Donna; Primadonna.